



Maria Rosa Menocal

In der Alhambra Granada, 1492

Die königlichen Hoheiten und ihre Nachfolger werden [den Bewohnern Granadas] auf immer gestatten, nach ihrer eigenen Religion zu leben; und sie werden nicht zu lassen, dass ihnen ihre Moscheen genommen werden, ihre Minarette oder ihre Muezzins; auch werden sie sich in die frommen Gründungen oder Stiftungen nicht einmischen, die [die Bewohner Granadas] zu religiösen Zwecken eingerichtet haben, noch werden sie die Sitten und Gebräuche, nach denen sie leben, beeinträchtigen. (Aus Kapitel 6 der Kapitulationsurkunde der Stadt Granada)

Am 2. Januar 1492 stiegen die Herrscher Spaniens, später aufgrund eines päpstlichen Dekrets nur noch als „Ihre Katholischen Majestäten“ bezeichnet, den steilen, schattigen Berg zur Palaststadt Granadas, zur Alhambra, hinauf. Der Weg zum Gipfel war anstrengend, und die Paläste, die über dem Tal thronten, waren stark befestigt. Aber der König und die Königin von Kastilien und Aragon, die als entfernte Verwandte von den rivalisierenden Halbbrüdern Peter der Grausame und Heinrich von Trastamara abstammten - sie als Peters Urenkelin, er als Heinrichs Urenkel - stießen auf keinerlei Widerstand. Die Einnahme der muslimischen Festung hatte rein zeremoniellen Charakter, denn das Gelände war bereits von kastilischem Militär besetzt. In ihren feinsten Kleidern, in maurischem Ornament, wie die Chronisten schrieben, zogen die kastilische Königin und ihr Gemahl aus Aragon in die überladenen Räume der Nasriden ein und proklamierten die Burg zu ihrer neuen *casa real*, zur königlichen Residenz der spanischen Monarchen. Indem sie dieses Schauspiel boten und mit arabischer Raffinesse gekleidet in die Paläste einzogen, als hätten ihnen diese schon immer gehört, zeigten Isabella und Ferdinand, wie sehr sie sich als kulturelle Erben weiter Bereiche dessen sahen, wofür die Alhambra stand. Isabella von Kastilien war in Sevilla zur Königin gekrönt worden, sie kannte also auch den Alcazar, die alte Familienresidenz, gut. Als sie die Alhambra zum ersten Mal sah, geschah dies mit den Augen derjenigen, die die kraftvollen Originale ihrer eigenen Palastkopie erkannte, also mit einer ästhetischen Empfänglichkeit, die mit dem Aussehen der Säle und dem Plätschern der Brunnen in den Palasthöfen bestens vertraut war. Dass die siegreichen christlichen

Monarchen den muslimischen Bewohnern Granadas Religionsfreiheit gewährten, erschien vernünftig, ungefähr so vernünftig wie die Tatsache, dass sich die Majestäten im Stil der Bewohner Granadas gewandet hatten. Die Schränke in der Alhambra musste Isabella zwar erst noch öffnen, doch weil ihre Vorfahren schon seit Jahrhunderten in andalusischen Truhen gekramt hatten, wusste sie auch so, wie man sich bei solchen Anlässen maurisch kleidete. Natürlich war bei den Schutzgarantien für die Muslime ein gewisses Misstrauen angebracht, aber es gab auch gute Gründe dafür, hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen.

Die Kapitulationsvereinbarungen für die Übergabe dieser Stadt, die seit 250 Jahren eine muslimische Bastion gewesen war, die letzte auf der Iberischen Halbinsel, waren bereits einige Monate zuvor getroffen worden: Im Herbst 1491 hatte der letzte Nasride, Mohammed XII., besser bekannt unter dem Namen Boabdil, mit den katholischen Monarchen darüber verhandelt. Der bekannte Ausdruck „des Mauren letzter Seufzer“, neuerdings als Titel eines Romans von Salman Rushdie erneut zu Ehren gekommen, bezieht sich auf Boabdils Gefühlsausbruch beim endgültigen Verlassen Granadas nach fast dreihundertjähriger nasridischer Herrschaft. Dieser kleinen, immer wieder erzählten Anekdote zufolge stieß Boabdil, als er Granada verließ, einen Seufzer des Bedauerns aus, woraufhin er sich von seiner Mutter in schnippischem Ton sagen lassen musste, er solle nicht wie ein Weib über eine Stadt weinen, die wie ein Mann zu verteidigen er nicht in der Lage gewesen sei. Doch ganz so einfach war die Sache nicht. Es ist durchaus nicht sicher, ob es für Boabdil in diesem geschichtlichen Augenblick besser gewesen wäre, „wie ein Mann“ zu kämpfen. Denn damals sprach alles so eindeutig gegen Granada - auch gegen Boabdil selbst, dessen Sohn als Geisel gehalten wurde -, dass die Kapitulation unausweichlich war.

In der Zeremonie am 2. Januar 1492 übergab Boabdil die Schlüssel zur Alhambra, dem Palast seiner Vorfahren, an Ferdinand und Isabella. Wer kann schon wissen, welches Schicksal er sich dabei für die ztausend Muslime ausmalte, die er in Granada zurückließ? Jene Serie von politischen Schritten jedenfalls, die auf Isabellas und Ferdinands triumphalen Einzug in die Alhambra folgte, erschien damals nicht unausweichlich. Schon nach relativ kurzer Zeit widerriefen die Katholischen Majestäten die Abmachungen der Kapitulationsurkunde, die sie gemeinsam mit Boabdil unterzeichnet hatten. Zu den Bedingungen für die Übergabe der Stadt, und damit auch des Nasriden-Königreichs, gehörte an herausgehobener Stelle der Passus, dass es den Muslimen gestattet sei, ihre Religion öffentlich und ohne Behinderung durch den neuen christlichen Staat auszuüben; die

Muhammad XII. übergibt 1492 die Stadt Granada an Isabella I. von Kastilien und Ferdinand II. von Aragón, Historienbild von Francisco Pradilla y Ortiz (1882).
Foto: CC Zero;



Bürgerrechte wurden den Muslimen also ungeschmälert zugestanden. Diese Toleranz war durchaus nichts Besonderes, denn Muslime hatten auf der Iberischen Halbinsel schon seit Jahrhunderten in neu christianisierten Staaten gelebt - seit sich die politische Landschaft in komplexen Prozessen veränderte. Die iberischen Christen hatten im Großen und Ganzen die Prinzipien der von den Omaijaden importierten Dhimma absorbiert, und in Städten wie Toledo - dem kirchlichen Zentrum Spaniens und einer der königlichen Residenzstädte Kastiliens hatten die Gemeinschaften der Juden und Mudejaren nicht nur weiter bestanden, sondern waren wesentliche Träger des kulturellen Lebens geblieben. Natürlich hatte es in solcher Lage auch Probleme gegeben; man hatte Mudejaren schlecht behandelt oder war gar noch schlimmer mit ihnen verfahren. Ihre Rebellionen hatten oft zu Krisen geführt. Die religiösen Autoritäten auf beiden Seiten wurden nicht müde zu erklären, dass es für Muslime inakzeptabel oder gar unheilig sei, unter christlicher Oberhoheit zu leben. Aber die gelegentlich brüchigen Arrangements hatten trotzdem fortbestanden - als tief und fest verankerter Bestandteil der komplizierten kulturellen Verhältnisse jener Zeit in diesem Land. Die Muslime spielten wichtige soziale, wirtschaftliche und kulturelle Rollen in den christlichen Gemeinwesen, und mit Ausnahme kompromissloser Ideologen erschienen sie damals den meisten unentbehrlich. Zahlreichen Indizien zufolge sahen christliche Spanier aller Schattierungen in den Muslimen, die in ihren Gebieten lebten, einfach Spanier - Spanier wie sie selbst. In den fast fünfhundert Jahren seit dem Ende des Omaijaden-Kalifats waren die Mudejaren zum festen Bestandteil der gesellschaftlichen und kulturellen Landschaft Spaniens geworden, so sichtbar und selbstverständlich wie die Gebäude im christlichen Spanien, an deren Bau und Ausgestaltung muslimische Handwerker mitgewirkt hatten. Für die meisten Bewohner Granadas hätten hingegen die christlichen Länder nördlich ihres Territoriums genauso gut Tausende von Kilometern entfernt liegen können statt direkt jenseits der schneebedeckten Berge, die sie jeden Tag sahen. Diesen Muslimen würden, wie Boabdil wusste, die ihnen abverlangten Veränderungen schwer fallen, weil sie - anders als ihre Vorgänger in den Zeiten der Omaijaden und später der Taifas - kaum jemals mit Christen oder gar Juden zusammengelebt hatten.

Nachdem die christlichen Monarchen von Boabdil die Schlüssel zur Palaststadt entgegengenommen hatten, verhielten sie sich eine Zeit lang so, wie sie es durch ihr mittelalterliches kastilisches Erbe gewohnt waren. Sie zogen nicht nur in den Nasriden-Palast ein, sondern die fromme Isabella ließ auch die Moschee zur Kirche umwidmen und begann dort zu beten. In solchen Gesten zeigte sich nicht nur ihre grundsätzliche Offenheit für das multikulturelle Erbe, sondern auch, dass Ort und Kultur für sie etwas Vertrautes waren, nichts Fremdes - ein Ort, an dem auf jeder Wand arabische Schriftzeichen zu finden waren, und eine Kultur, in der eine rituelle Handbewegung aus einer Moschee eine allen Ansprüchen genügende christliche Kirche machen konnte. Ihre

königliche Patronage - und die der meisten christlichen Monarchen Spaniens in ihrer Nachfolge - hielt die Erinnerungspäste der Nasriden über alle Zeitläufe hinweg gut geschützt. So überlebten sie als die weltweit am besten erhaltenen Beispiele mittelalterlicher islamischer Palastarchitektur. Doch die Aufkündigung der Kapitulationsvereinbarungen und die anschließende scharfe Verfolgung der Muslime bedeutete auch, dass die großartige Sprache, die fast jeden Quadratzentimeter der Wände des Königspalastes bedeckte, innerhalb kurzer Zeit zur verbotenen Sprache wurde - und dass diejenigen, die sie lesen konnten, zu Nichtspaniern erklärt wurden. Die Muslime wurden zur Konversion gezwungen und hießen hinfällig Moriscos („kleine Mauren“). Das Lesen von Büchern in arabischer Sprache wurde verboten, viele der Bücher sogar verbrannt.

Das Edikt zur Vertreibung der Juden aus dem christlichen Spanien wurde von den neuen Bewohnern der Alhambra gerade einmal drei Monate nach der Kapitulation Granadas unterzeichnet. Wussten die Katholischen Majestäten, dass diese Nasriden-Paläste auf Fundamenten erbaut waren, die im 10. und 11. Jahrhundert von der wohlhabenden jüdischen Gemeinde gelegt worden waren, als der Wesir und Heerführer der islamischen Taifa ein großer Dichter war und Samuel ha-Nagid hieß? Die Unterzeichnung des Vertreibungsdekrets am 31. März 1492 sorgte in allen Segmenten der jüdischen Gemeinschaft für großes Erschrecken und Verzweiflung. Der offenkundige Schock, den diese Maßnahme hervorrief strafte all jene Lügen, die behauptet haben, auch dieser Schritt habe sich schon lange abgezeichnet. Nirgends sah man die apokalyptischen Dimensionen dieses Ereignisses so deutlich wie in den bestinformierten Kreisen - dort, wo Juden und „neue“ Christen (zum Christentum konvertierte Juden) noch immer, wie seit Jahrhunderten, auf höchster christlicher Regierungsebene zusammenarbeiteten. Langjährige, oft vertraute Ratgeber Isabellas und Ferdinands sahen sich plötzlich in der außergewöhnlichen Lage, um das Aufenthaltsrecht im eigenen Land betteln zu müssen, ganz zu schweigen von der Möglichkeit, weiterhin als vertraute Ratgeber am Hof der christlichen Majestäten wirken zu dürfen.

Der eloquenteste und überzeugungskräftigste der Juden mit direktem Zugang zu den Monarchen war Isaak Abravanel, und er holte heraus, was überhaupt zu holen war. In seiner abgrundtiefen Enttäuschung über die

Arabische Kalligraphie in der Alhambra von Granada;
Foto: HG Vorndran





bevorstehende Katastrophe - den Verlust der Heimat, in der es den Juden so gut gegangen war wie nirgends sonst - suchte Abravanel Zuflucht in religiöser Symbolik. In politischen Verhandlungen konnte er erreichen, dass die letzte Frist zum Verlassen des Landes für die Juden geringfügig, aber symbolträchtig verschoben wurde: vom 31. Juli 1492, dem ursprünglich festgelegten Datum, auf den 2. August. Dieser 2. August korrespondierte nämlich 1492 im jüdischen Kalender mit dem neunten Tag des Monats Aw, dem Jahrestag der Zerstörung des Tempels in Jerusalem - dem Beginn der ersten Diaspora. Obwohl einige spätere Historiker Abravanel's eigenen Bericht über diese symbolisch bedeutsame Fristverlängerung in Zweifel gezogen haben, erkannte Abravanel - und nicht nur er - die wahre Dimension dieser in der jüdischen Geschichte seit Zerstörung des Tempels wirklich beispiellosen Tragödie. Wenn er schon nicht in der Lage war, Isabella und Ferdinand zur Rücknahme des Vertreibungsdekrets zu bewegen, drehte der einflussreichste Jude am Hof die Sache wenigstens so, dass Tiefe und Umfang dieses Verlustes für alle Zeit deutlich wurden - indem fortan der Jahrestag der zweiten Diaspora immer gleich einbezogen war, wenn man der ersten kalendrisch gedachte. Abravanel lag daran, für alle Zeit klarzustellen, dass die Vertreibung aus Sefarad das schreckliche Ende einer langen Reise ins Gelobte Land darstellte. Nach dem 9. Aw (2. August) wurden die Sephardim, die spanischen Juden, in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Mitnehmen konnten sie dabei nur, was sie in den vier Monaten, die man ihnen Zeit gelassen hatte, zusammenraffen konnten. Zu den kostbarsten Besitztümern, die sie mit in die Diaspora nahmen, gehörten jene, die nur symbolischen Wert hatten, aber ihre tiefe Verbindung zur Heimat zum Ausdruck brachten: ihre Hausschlüssel und ihre kastilische Muttersprache, so wie sie im 15. Jahrhundert gesprochen wurde. Zu den Vertriebenen gehörten auch Männer von der Statur Abravanel's, die ihre Tragödie später in apokalyptischen Begriffen deuteten und die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Messias verkündeten. Abravanel's Klagen über das schreckliche

Exil der Juden berühren uns schmerzlich; in Safed im Norden Palästinas geschrieben, haben sie eine eigentümliche Note. Nach dem Exodus der sephardischen Juden aus Spanien wurde Safed ein berühmtes kabbalistisches Zentrum. In den Straßen dieser Stadt hörte man die romanische Umgangssprache der jüdischen Exilanten, die von ihnen Ladino („Latein“, im Unterschied zum Hebräischen oder Arabischen) genannt wurde; aus heutiger Sicht war es eine Variante des Altspanischen. Doch der Klang der vertrauten Sprache aus der verlorenen Heimat konnte Abravanel und andere Angehörige der ersten Emigrantengeneration aus Spanien nicht im Geringsten trösten. Für sie waren Palästina und dessen Krönung, Jerusalem, mit ihrem wahren Gelobten Land, Sefarad, überhaupt nicht zu vergleichen. Mit diesem Exil hatten sie sich für ein besonders schmerhaftes Schicksal entschieden: ihre Häuser nie wieder zu sehen, zu denen sie die Schlüssel behalten hatten - Paläste der Erinnerung, die in einer Hand Platz hatten. Doch es gab eine oft praktizierte Alternative, und zwar die Konversion aus Konvenienz, die bereits Maimonides verteidigt hatte. Viele entschieden sich 1492 und in den folgenden Jahren für diesen Weg, der ihnen weit offen stand, denn von der Ausweisungsverfügung waren konvertierte Juden ausdrücklich ausgenommen. Diese wurden entweder „Conversos“ genannt oder aber - mit einem vulgären Ausdruck, der „Schweine“ bedeutet - „Marranos“. Eindeutige Zahlenverhältnisse zu Exil und Konversion gibt es nicht; manche sagen, dass die meisten Juden das Land verließen, andere, dass die meisten konvertierten - oder wenigstens so taten. Letztere wurden mit ihren Nachkommen und mit den komplizierten Anpassungen an ein notwendigerweise halb im Verborgenen geführtes Leben Bestandteil der christlichen Gesellschaft Spaniens - in Spanien selbst, aber auch an Orten, von denen man in den ersten Monaten des Jahres 1492 noch gar nicht hatte träumen können.

Luis de Torres verließ den Hafen Palos am 3. August 1492. Die Wochen und Tage vor dem 2. August, dem 9. Aw des jüdischen Kalenders, waren schmerlich und chaotisch

*Sephardische Joseph Caro Synagoge
in Safed, Israel;
Foto: HGvorndran*



*Christoph Kolumbus unterbreitet Königin Isabella sein
Vorhaben, Denkmal von 1892 in Granada;
Foto: HGvorndran*



gewesen. Tausende von Juden versuchten verzweifelt, ihre materiellen Angelegenheiten so weit zu regeln, dass sie das Land verlassen konnten. Tausende anderer Juden wurden genauso hektisch getauft: Das in Granada ausgestellte Dekret hatte verkündet, Ziel des Ganzen sei die Bekehrung der Juden zum Christentum; konvertierte Juden seien berechtigt, im Land zu bleiben. Indes, auch dieses Versprechen war, wie die Garantie der Religionsfreiheit für die Muslime, nichts wert, denn fast alle Neuchristen gerieten nach der erzwungenen Konversion unter Generalverdacht. Da man ihren Glauben anzweifelte, wurden sie von der Inquisition verfolgt. Doch am 3. August verließen die Letzten all jener das Land, die sich dafür entschieden hatten, ihrem alten Glauben treu zu bleiben und dafür ihre Heimat zu opfern. Es war der erste Tag der zweiten Diaspora; in allen Häfen herrschte noch Hochbetrieb.

Luis de Torres verließ das Land zusammen mit einem Mann, der bei der Unterzeichnung des Vertreibungsedikts persönlich zugegen gewesen war. Die beiden befanden sich gemeinsam auf einem der drei Schiffe, die an jenem Morgen in Palos ausliefen, einem Hafen, der flussabwärts von Sevilla lag, aber nicht annähernd so groß und bequem war wie der Küstenhafen von Cadiz, 130 Kilometer östlich von Palos gelegen. Doch an einem solchen Tag konnte man nicht wählerisch sein, und so segelte Christoph Kolumbus mit seinen drei Schiffen und seinem jüdischen Dolmetscher in Palos los. Dieser war wahrscheinlich offiziell getauft, damit er an der spanischen Expedition überhaupt teilnehmen durfte, vielleicht aber auch nicht. Auf jeden Fall wurde Torres mitgenommen, weil er die Sprache beherrschte, die man, wie Kolumbus erwartete, dort am ehesten verstehen würde, wo er ankommen wollte: Die *lingua franca* Indiens wäre, wie im Rest der zivilisierten, aber ungläubigen Welt, sicher Arabisch. Man weiß gar nicht, ob man angesichts der vielen Ironien, die in der folgenden tragikomischen Konstellation im Spiel sind, eher lachen oder weinen soll. Als die Expedition zu einer großen Insel kam, die das gesuchte Land hätte sein können, hörte Kolumbus die Menschen, denen er dort begegnete, „Cubanacan“

sagen und meinte, sie sprächen vom „Gran Can“ (Großkhan) - also jenem Mann, den er suchte. Darum schickte er Torres auf die erste offizielle diplomatische Mission zwischen Europäern und den Völkern der Neuen Welt in Amerika. Im Hinterland dieser Insel traf Torres nicht auf den erwarteten indischen Mogul, sondern auf einen kubanischen Stammeshäuptling. Irgendwie schafften es die beiden Männer, der Taino-Häuptling und der Arabisch sprechende Jude aus Spanien, sich zu unterhalten. Die Gespräche jenseits der großen Epochewende von 1492 fanden früher oder später alle in einer Welt statt, in der man sich an solche Übersetzer nur noch dunkel erinnerte und in der solche Erinnerungen überdies gefährlich waren. Das Kastilische hieß jetzt „Altchristlich“ oder einfach nur „Cristiano“ („die Sprache der Christen“), es war jetzt die Sprache, nicht mehr nur eine Sprache. Im Sommer jenes außerordentlichen Jahres, in dem Kolumbus und Tausende Juden ihre Sachen packten, um an Orte zu reisen, die sie sich nur gedanklich vorstellen konnten, erschien auch die erste Grammatik für eine der modernen europäischen Sprachen. Die *Gramatica de la lengua castellana* („Grammatik der kastilischen Sprache“) wurde vom Autor, Antonio de Nebrija, Königin Isabella gewidmet. Nebrija sah sein Werk nicht als altmodischen Palast an, schon gar nicht als einen Palast der Erinnerung, sondern als ein dezidiert modernes Gebäude. Das alte Zeitalter der Übersetzer war zu Ende; vor der Tür stand das neue Zeitalter eines neuen Weltreichs, in dem eine neue Sprache alle alten ersetzen sollte. Die alten Kriege seien gewonnen, schrieb Nebrija im Vorwort zu seinem berühmten Buch, die alten Religionen besiegt, die alten Sprachen übersetzt. „Jetzt gilt es nur noch, den Frieden zu kultivieren.“

Mit freundlicher Genehmigung aus:

Maria Rosa Menocal, Die Palme im Westen. Muslime, Juden und Christen im alten Andalusien, 2003 verlegt im Kindler Verlag, Berlin. ISBN 3 463 40430 3 (c) 2002 Maria Rosa Menocal. Englische Originalausgabe erschienen unter dem Titel THE ORNAMENT OF THE WORLD bei Little, Brown & Co, New York.

Ausstellung auf 10 Rollups:

**Evangelischer
Arbeitskreis ImDialog** für das christlich-jüdische
Gespräch in Hessen und Nassau

RückSichten • AnSichten • AusSichten

Eine Sichtung über 70 Jahre

Infos zur Ausleihe hier:

70jahre.imdialog.org

oder bei der im Impressum
auf Seite 36 angegebenen Adresse.

